

Zur Frage eines einheimischen Klerus in den Missionsländern.

Zur Frage eines einheimischen Klerus in den Missionsländern.

Fortsetzung. A. Suonder, S. J.

Wie kommt es doch, daß wir in den zirka 120 Missionsprengeln nirgends eine selbständige Landeskirche mit einheimischen Bischöfen finden? Hat etwa der Kirche Gottes, bezw. ihren Missionsorganen in dieser wichtigen Frage die nötige Einsicht gefehlt, hat sie hier eine Pflicht versäumt, ist sie abgewichen von den Missionsgrundsätzen der Apostel und der großen mittelalterlichen Glaubensboten, die überall auf möglichst rasche Heranziehung eines einheimischen Klerus und Episkopates drangen und auf diese Weise lebenskräftige Völkerkirchen schufen? All das ist behauptet und die Missionstätigkeit der letzten 400 Jahre mit Rücksicht auf diesen Mangel als ein großer Mißerfolg hingestellt worden. Zumal in Frankreich hat diese Frage vor einigen Jahren weite Missionkreise außerordentlich lebhaft beschäftigt.

Ein deutscher Missionschriftsteller hat damals versucht, das zweifellos ebenso wichtige wie interessante Problem in einer monographischen Studie einigermaßen abschließend zu behandeln. Das betreffende Buch (Suonder, S. J. Der einheimische Klerus in den Heidenländern, Freiburg 1909) zeichnet zunächst den ganzen geschichtlichen Verlauf dieser Frage in den verschiedenen Missionsländern und legt eingehend dar, welche Mittel zu ihrer Lösung versucht, welche Erfolge erzielt wurden.

Das Schlußkapitel „Schwierigkeiten und Hindernisse“ sucht einigermaßen verständlich zu machen, warum das Ziel all dieser Bemühungen bis heute noch nicht vollkommen erreicht ist. Aus diesem Gedankenkreise möchte ich noch einzelnes herausheben und vielleicht durch einige neue Gesichtspunkte ergänzen.

Der tiefste Grund, weshalb die Heranziehung eines einheimischen Klerus so langsam sich vollzieht, liegt zweifellos im Wesen des katholischen Priestertums beschlossen. Die stiltliche Reise, wie sie die Uebnahme so heiliger und schwerer Verpflichtungen, die tägliche Feier der heiligen Geheimnisse, der Richterstuhl der Buße usw. gebieterisch fordern, die hohe Verantwortung, die mit dem Priesteramt sich verknüpft: alles das sind Voraussetzungen, die sich nicht so leicht verwirklichen lassen.

Zu all dem kommt die Forderung des Bönbates, der bei manchen Völkern, zum anfangs, als ein fast unüberbrückbares Hindernis erscheint.

Welche Mühe, welche Geduld hat es die Kirche Gottes gekostet, diese Forderung selbst unter den „keuschen Germanen“, unter den Kindern eines gemäßigten Klimas durchzusetzen und gegen alle von innen und außen bis in die neueste Zeit herein fortgesetzten Angriffe siegreich zu behaupten!

Wenn sogar im christlichen Europa nach 1900jähriger Entwicklung der Priesterberuf verhältnismäßig selten ist und als besondere Auszeichnung gilt, darf es uns wundern, wenn die dazu nötigen Vorbedingungen sich in jenen Ländern, wo Rasse, Klima und heidnische Kultureinflüsse die Schwierigkeiten erst ins Ungemessene steigern, nur schwer sich finden, und daß dort „nur wenige es fassen?“ — Man hat mit Rücksicht darauf gemeint, es sei vom Missionsstandpunkte aus zu bedauern, daß der einst so hochstehende und missionseifrige christliche Orient im 16. Jahrhundert nicht mehr zur

Stelle war, um in die Missionsarbeit, zumal im Osten, miteinzutreten. Der Orientale stehe dem Ostafrikaner in Sittlichkeit, Geistesrichtung und Lebensführung soviel näher, daß ihm die Christianisierungsarbeit viel leichter geworden wäre und sich z. B. auch die Nitus- und Bönbatsfrage viel leichter gelöst hätte. Möglich ist das; ob es aber ein Segen gewesen, scheint doch sehr fraglich. Mit einer großen, aber durch das Schisma verfeindeten Völkerkirche im fernen Osten wäre der Sache Gottes wenig gedient. So mag man es geradezu für eine Providenz halten, daß nicht der Orient, sondern der kraftvolle Westen zum Nützzeug des großen Werkes ausersehen wurde.

Aber warum, so wurde gesagt, verzichtet denn die Kirche in den Tropenländern nicht auf den Bönbats oder stellt ihn nicht wenigstens zur freien Wahl, und entfernt so eines der größten Hindernisse zur Schaffung eines Landesklerus? Sie tut es nicht und wird es niemals tun: und je mehr man diese Frage nach allen Seiten erwägt, desto klarer erkennt man darin die höhere Weisheit der göttlich inspirierten Kirche. Nichts hat den Heiden am christlichen Priester mehr imponiert und ihn in deren Augen so hochgestellt, wie gerade der Bönbats.

Er bildete das Schibboleth, an welchem die japanischen Kryptokatholiken nach 200 Jahren den katholischen Priester wiedererkannten: „Virgen dogóaru, o arigato, o arigato! Sie sind Jungfrauen, Gott sei gedankt“ riefen sie freudig aus, als P. Petitjean sie über diesen Punkt beruhigt hatte. Dieser eine Zug hatte sich als Unterscheidungszeichen vor allen anderen unauslöschlich ihrer Erinnerung eingepreßt.

Nehmen Sie den Bönbats hinweg, und Sie haben freilich ein kolossales Hindernis für die Heranziehung eines einheimischen Klerus entfernt, aber Sie entwerfen auch sein moralisches Ansehen, seinen übernatürlichen Einfluß auf die Seelen um 90 Prozent in Europa — und vielleicht noch mehr in den Missionsgebieten.

Man hat ferner einen verhängnisvollen Systemfehler der katholischen Missionen darin erblicken wollen, daß sie den überseeischen Völkern nicht das einfache Christentum zutrug, wie sie es einst den Germanen und Skandinaviern des 6. bis 8. Jahrhunderts gebracht hatte, sondern statt dessen das viel kompliziertere Christentum des 16. Jahrhunderts, wie es sich in tausendjähriger Fortgestaltung entwickelt und mit dem spezifisch europäischen Kulturformen zu einem organischen Ganzen verbunden hatte.

Dies wird im besonderen auch für die Klerusfrage geltend gemacht. Hätte man sich, so wird argumentiert, bei den chinesischen, indischen, japanischen Priesterkandidaten mit den einfachen Anforderungen in Bezug auf Wissen, Askese und Lebensführung begnügt, wie sie einst an die ersten Priestergenerationen des früheren Mittelalters gestellt wurden, und hätte man das übrige der weiteren Entwicklung überlassen, dann wäre die Heranziehung eines einheimischen Klerus unvergleichlich leichter geworden. Statt dessen wurden die tridentinischen Forderungen, deren Durchführung selbst in Europa so große Schwierigkeiten machte, gleich vom Anfang an als Norm und Maß auch auf diese Neophytenkirchen übertragen. War das nicht ein taktischer Fehler, mußte das nicht die Schaffung eines einheimischen Klerus unendlich erschweren?

In der Tat, diese Schwierigkeiten schienen anfangs z. B. in China so unüberwindlich, daß die Jesuiten, d.

h. der nicht portugiesische Teil derselben, am Anfange des 17. Jahrhunderts einen neuen Weg zur Lösung vorschlugen. Man dürfe — das war kurz gefaßt ihre Idee — einem so großen und hochgestellten Kulturvolke, dessen Befehrung die Christianisierung des ganzen Ostens nach sich ziehen werde, nicht versagen, was man viel kleineren Völkern, wie den Slaven und Griechen, aus weniger triftigen Gründen zugebilligt. Deshalb solle statt des hier unmöglichen Lateins das hochchinesische als Kirchensprache eingeführt und auf die vorläufig ganz unmögliche tridentinische Seminarbildung verzichtet werden.

Die Elemente eines trefflichen chinesischen Klerus seien in der hochangesehenen chinesischen Gelehrtenklasse reichlich vorhanden. Nur ein Teil dieser Gelehrten gelangte zu Staatsämtern; von den übrigen würden sich sehr viele mit Freude einem so ehrenvollen Berufe zuwenden, wie es das katholische Priestertum sei. Im Vollbesitz der einheimischen klassischen Bildung, zu welcher dann noch das notwendige theologische Wissen komme, würde dieser Klerus im Volke das größte Ansehen genießen, dadurch die junge Kirche stützen und der Religion auch in die maßgebenden Kreise leicht Eingang verschaffen.

Der Plan wurde in Rom vorgelegt und vom Papst Paul V. auch wirklich gebilligt. Der erste Schritt zur Ausführung bestand darin, daß man die liturg. Bücher: Missale, Rituale und Brevier, sowie die Summa des Aquinaten, den großen Bibelkommentar des Barrodius und ähnliche Werke ins klassische Chinesisch übersetzte und so den Grund zu einer theologischen Literatur für den einheimischen Klerus legte. Allein der Widerstand der portugiesischen Missionspartei, und die bald einsetzenden Aitenstreitigkeiten ließen den Plan, dem man einen gewissen großen Zug nicht abprechen kann, scheitern.

Ähnliche Pläne dürfte ein Peter de Nobili in Indien gehabt und dort in der Sanskritsprache und in der Bramahnenkaste die Elemente eines indischen Klerus gesucht haben. Was wäre aber geworden, wenn diese Pläne sich verwirklicht hätten? Gott weiß es; sicher ist, daß die Kirche bei ihren tridentinischen Vorschriften auch in den Missionsländern blieb und bis auf unsere Zeit überall nach Möglichkeit daran festhielt. Zweifellos hat der dadurch bedingte umständliche und schwierige Weg die Heranziehung eines einheimischen Klerus bedeutend verlangsamt. Schon die Erlernung der lateinischen Sprache, die Angewöhnung des körperlich und geistig so ganz anders veranlagten Ostasiaten an eine auf Europäer zugeschnittene Studien- und Lebensordnung haben abschreckend gewirkt, zumal früher, ehe noch die westliche Kultur im Osten sich eingebürgert hatte.

Dazu kam noch die außerordentliche Kostspieligkeit dieser Erziehungsweise. Man konnte natürlich nur Elemente brauchen, die von der Einwirkung der heidnischen Umgebung noch ganz unberührt waren, mußte also Knaben in noch zartem Alter aufnehmen und in einem 10-, 15-, 20jährigen Kurse von unten herauf durch alle Stufen des Knaben- und Priesterseminars langsam auf die erforderliche Höhe geistlicher und sittlicher Reife bringen. Zumal in früherer Zeit blieb bei weitem der größere Teil dieser einheimischen Priesterkandidaten, d. h. 80—90 Proz. wegen Erkrankung oder Entmutigung auf halbem Wege liegen. Da

die Mission in der Regel die finanzielle Last dieser Erziehung ganz oder größtenteils selbst zu tragen hatte, kann man sich denken, wie kostspielig und schwierig die Heranziehung eines genügenden einheimischen Klerus sich gestaltete.

Als daher im Jahre 1889 in Frankreich ein eigener Verein: „Das Werk des hl. Petrus“ entstand mit dem Zweck, für die Erziehung einheimischer Priester die nötigen Mittel aufzubringen, weckte die Nachricht in allen Missionen das freudigste Echo. Von allen Seiten kamen begeisterte Zuschriften an die Stifterin.

So schrieb z. B. Bischof Blank aus Korea: „Da unsere Christen noch ärmer sind als wir, so fällt der ganze Unterhalt unserer Seminaristen ganz der Mission zur Last. Die Kunde, daß edle Frauen sich vereinigen, den armen Missionsbischöfen diese Sorge zu erleichtern, hat mich mit süßem Troste erfüllt.“ — Ähnlich ließen sich andere Bischöfe vernehmen: „Sie sind das Werkzeug in Gottes Hand“, schrieb der Bischof von Nagasaki, „dessen er sich bedient, um ein Werk zu fördern, das Ihm gewiß vor allen andern am Herzen liegt.“ — „Die Heranziehung eines einheimischen Klerus war von jeher meine große Herzenssorge. Der Mangel an Mitteln war hauptsächlich schuld, daß ich meinen Zweck nicht erreichte. Sie können sich meine Freude vorstellen, mit der ich die helfende Hand Ihres Vereines ergreife.“ — „Dank dem Herzen Jesu, der Ihnen diesen Gedanken eingab! Kein Verein kann zeitgemäßer und Gott wohlgefälliger sein, als der Ihre, der sich zum Ziele setzt, den Missionen durch Aufbringung der nötigen Mittel die Heranziehung eines einheimischen Klerus zu ermöglichen, ohne welchen das Werk der Christianisierung weder gesichert ist, noch sich stetig weiter entwickelt, noch von dauerndem Bestand sein kann. (Bischof Kleiner von Bangalor.)

Es dürfte interessieren, zu vernehmen, daß dieser Verein, der nach kurzer Blüte wegen der traurigen Verhältnisse in Frankreich wieder einging, in Deutschland neuerdings aufleben sollte, und daß nur der Weltkrieg die Ausführung verhindert hat.

Die bereits erwähnten und andere Schwierigkeiten haben Missionare und Missionsbischöfe zeitweise völlig entmutigt und abgesehreckt. Aber die amtliche Kirche gab nicht nach, und dank ihren stets wiederholten Ermunterungen, ihren Befehlen, Mahnungen, Verweisen wurde das große Werk immer wieder aufgenommen und weitergeführt.

Leitender Grundsatz blieb: Lieber wenig, aber gut, als viel und schlecht. Die Folge war, daß quantitativ die so sehnsüchtig erstrebte Zahl einheimischer Priester bis heute noch nirgends erreicht ist, daß aber qualitativ im großen und ganzen vortreffliche Ergebnisse erzielt wurden.

Wäre die Kirche in den Missionen so vorgegangen, wie manche Kritiker es wünschten, und hätte sie den Maßstab des 6. oder 7. statt den des 16. Jahrhunderts angenommen, was wäre die ganz unzweifelhafte Folge gewesen? Wir hätten in diesen Ländern einen Klerus erhalten, ähnlich wie ihn das traurige 10. und 11. Jahrhundert in so vielen europäischen Ländern aufweist, eine Priesterchaft korrupt, unwissend und unfähig, ein Anstoß für das christliche Volk. Wenn die Kirche Europas trotz dieser zeitweisen schweren Mißstände nicht zugrunde ging, so kam dies daher, daß sie dort in das gesamte staatliche und nationale Leben der Völker bereits tief eingewurzelt war, und auf solche Weise

gestützt, ihre inneren Schwächen ohne wesentlichen Schaden für das ganze überwinden konnte. Alles das fehlte im neuzeitlichen Missionsfelde, zumal in Ostasien. Hier hätten solche Verhältnisse die Mission und das im heidnischen Staat ohnehin gefährdete Christentum notwendig vernichten müssen.

Im großen und ganzen hat sich also das in den Missionen angewandte Erziehungssystem durchaus bewährt. Dies schließt selbstverständlich nicht aus, daß da und dort auch manche Fehler, Mißgriffe und Versäumnungen mitunterliefen.

Unter den Ursachen, die eine raschere Lösung der Alerusfrage erschwerten, ist natürlich auch der sogenannte *Europäismus* im katholischen Missionsbetrieb genannt worden.

Hören wir, wie ein hochangesehener, erfahrener Missionsbischof und Missionskenner sich darüber ausdrückt: „Mir will scheinen“, so schreibt Mgr. Le Roy, „daß das katholische Apostolat während der letzten drei bis vier Jahrhunderte die Eingebornen nicht in hinreichendem Maße als Katechisten, Religiosen, Priester usw. zur Mitarbeit herangezogen hat. Das haben die Protestanten viel besser verstanden als wir. . . . Wenn wir auch prinzipiell die Mitarbeit der Eingebornen nicht ausschließen, so fehlen wir doch darin, daß wir diese eingebornen Gehilfen zu viel unserer eigenen Lebensart anpassen wollen. Wir haben zu viel von ihnen gefordert, wir haben ihnen zu wenig Vertrauen geschenkt, wir reden uns selbst zu viel ein, daß wir unerföhrlich, unentbehrlich seien. Mit anderen Worten, während die Apostel und ihre Nachfolger in den folgenden Jahrhunderten, ohne von der Glaubens- und der Sittenlehre etwas preiszugeben, sich den fremden Völkern anpaßten, zwingen wir mit unsern heutigen Missionsideen die so ganz anders gearteten Völker, sich einem Christentum in europäischen Formen anzupassen und dies bis in die kleinsten Einzelheiten hinein.“

Was z. B. die Priester und ihre Erziehung betrifft, was sehen wir? Die Chinesen und Indier, so gut wie die Maoris, Madegassen und Neger werden in dieselben Regeln, in dieselbe Hausordnung, in dieselben Studien, in dieselben Seminarien hineingezwängt, wie Italiener, Franzosen, Spanier oder Deutsche. Man hat den Griechen das Recht zugestanden, katholisch zu sein nach griechischer Art, fordert aber von allen Völkern der übrigen Welt, von den Japanern bis zu den Eskimos, von den Feuerländern bis zu den Persern, katholisch zu sein nach lateinischer Art. Mit den tatsächlichen Ergebnissen mehrerer Jahrhunderte vor Augen, die bedauernswerten Mißerfolge täuschend ähnlich sehen, fragt man sich mit Besorgnis, ob wir wirklich auf dem rechten Wege sind, ob man wirklich, um die Welt zu christianisieren, sie erst latinisieren muß.

Was speziell die Frage des Priestertums anbelangt, so wäre doch jedenfalls ein großer Unterschied zu machen zwischen den begabten, kultivierten und leistungsfähigen Völkern, wie es die Japaner, Chinesen und Indier sind, und den rückständigen Rassen der Polynesier, Madegassen, Neger usw. Es wäre doch unbillig, alle nach derselben Schablone zu behandeln und von allen dieselben Ergebnisse zu erwarten. Es ist vielmehr von großer Wichtigkeit, daß man mit den Mitteln und Wegen je nach dem Lande, der Rasse, den Gewohnheiten, Sitten, Fähigkeiten und selbst Vorurteilen

wechselt. Worauf es schließlich ankommt, ist nicht der Weg, sondern das Ziel.

Was speziell die *Schmarzen* betrifft, so schien es mir stets eine verkehrte Methode, sie in Seminarien zu stecken und dem strengen, erbaulichen Reglement zu unterwerfen, wie es in unsern europäischen Anstalten herrscht, sie so viele zwar exzellente, aber für sie ganz unnütze Dinge zu lehren, wie ein klassisches Latein, Griechisch, Geometrie, Algebra u. dgl. Nach Ablauf einiger Jahre unter solchem Regime ist das Ergebnis meist ein klägliches.

Wäre es nicht vernünftiger, aus den Katechisten junge, energische und eifrige Leute auszuwählen, ihnen das streng Notwendige beizubringen und ihnen dann, nachdem man sie einige Jahre unter seinen Augen hat arbeiten lassen, die niederen Weihen zu erteilen und sie, sobald sie genug Latein wissen, um Brevier, Missale und Rituale zu verstehen, zu Subdiakonen, Diakonen und Priestern zu weihen?

Ich hatte früher einmal Gelegenheit, diese meine Idee dem damaligen Präsekt der Propaganda, Kardinal Ledochowski, vorzulegen. Er zeigte sich derselben sehr günstig gestimmt. Leider mußte ich zu früh wieder nach Afrika, um den Plan genauer entwickeln zu können.“ Soweit Mgr. Le Roy.

Der Bischof fügt seinen Ausführungen selbst die Klausel bei: „Meine Ansichten sind etwas kühn und eigenartig und werden wohl nicht von jedermann geteilt werden.“

Zweifellos ist durch *Europäismus* in der hier beschriebenen wie in anderer Form viel gefehlt und viel verdorben worden; und wer einmal die Missionsgeschichte von diesem Gesichtspunkte aus studiert, wird manche seltsame und betrübende Dinge finden. Indessen gilt es auch hier zu unterscheiden.

Ein gewisser unausbleiblicher und zum Teil auch berechtigter *Europäismus* war ohne weiteres mit der Tatsache gegeben, daß die anderen Weltteile und Völker nach Gottes Fügung von Europa aus und durch europäische Glaubensboten evangelisiert wurden, und daß die neuen geistigen Eroberungen notwendig dem Gesamtkörper der Kirche, ihren Gesetzen und Ueberlieferungen sich einfügen mußten.

(Schluß folgt.)

Im Reiche des Negus in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

„Leider hatten wir uns über unseren Sieg zu früh gefreut; das Blatt sollte sich bald wenden. Denn Gragne schickte nach seiner Niederlage sofort einen Boten an den türkischen Pascha, der in Zebid wohnte, und ersuchte ihn um Hilfsstruppen. Er stellte ihm vor, wie ungeziemend es sei, ein unter der Oberhoheit des Großsultans stehendes Reich dem Feinde preiszugeben, und da er seine Vorstellung durch ein Geschenk von 100 000 Goldgulden, von denen 20 000 dem Pascha gehören sollten, zu unterstützen wußte, blieben seine Bemühungen nicht ohne Erfolg.“

Zum Glück erhielten wir zu guter Stunde Kenntnis von dieser Verstärkung unseres Feindes und zogen uns deshalb auf einen Berg zurück, der von allen Seiten mit so steilen Felsen umgeben war, daß er kaum